

Alex von Sinner
Michael Zirkler
Herausgeber

Hinter den Kulissen der Mediation

Kontexte, Perspektiven und
Praxis der Konfliktbearbeitung

■ Haupt

Mediation
Mediation
Mediation

Dieser Beitrag erscheint in dem Werk von Alex von Sinner / Michael Zirkler
«Hinter den Kulissen der Mediation», ISBN 3-258-06956-5

1. Auflage: 2005

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2005 by Haupt Berne

Satz und Gestaltung: drei gestalten: hartmann_raeber_bopp, basel

Jede Art der Vervielfältigung ohne Genehmigung des Verlages ist unzulässig.

Printed in Switzerland

www.haupt.ch

Inhalt

Vorwort	9
Konflikte, Mediation und mediatives Handeln. Einige einführende Bemerkungen <i>Michael Zirkler</i>	11
Was ist Mediation? Versuch einer Annäherung <i>Alex von Sinner</i>	18
I. Konzeptionelle Perspektiven	
Gestalten des vermittelnden Menschseins. Historische und humanphilosophische Anmerkungen <i>Joseph Duss-von Werdt</i>	50
Mediation und Rechtssystem <i>Ivo Schwander</i>	63
Zum sozialen Kontext der Mediation <i>Ueli Mäder</i>	76
Mediation und berufliche Sozialisation <i>Yvonne Hofstetter Rogger</i>	85
Was heißt schon interkulturell? Mediation in den Zeiten der Globalisierung <i>Janine Dahinden</i>	101

II. Erfahrungen in der Entwicklung mediativer Rollen

Was es braucht, um Mediator oder Mediatorin zu werden

Rolf Schaeren

128

Psychotherapeut und Mediator

Paul Mathys

142

Als Anwalt Mediator – als Mediator Anwalt

Peter Liatowitsch

154

Richter als Mediatoren

Michael Mack-Oberth

164

Mediator im öffentlichen Raum und in der Nachbarschaft

Billy Meyer

172

III. Berichte aus der Praxis der Konfliktbearbeitung

Internationale Dialogprozesse:

Erfolg durch Ausdauer und Kontextbezug

Simon A. Mason, Matthias Siegfried

190

Mediation ist nicht immer «dreieckig».

Mediationssettings im Kontext ethnisierter Konflikte

Dirk Splinter und Ljubjana Wüsthube

219

Ombuds-Mediation

Rolf Steiner

239

Schuld, Strafe und Mediation bei Jugendlichen

Beat Burkhardt

255

Schlichtung von Baustreitigkeiten und Mediation <i>Anton Egli</i>	270
Wirtschaftsmediation <i>Nicola Neuvians und Michael Hammes</i>	286
Mediation als Methode der internen Organisationsentwicklung installieren <i>Monia Ben Larbi</i>	303
Mediation in der Schule <i>Wolfgang Wildfeuer</i>	331
Wer findet zur Familienmediation, und wie wird sie erfolgreich abgeschlossen? <i>Caroline Bono-Hörler</i>	352
Erbschaftsmediation und Nachfolgeregelungen. Erfahrungen aus der Schweiz <i>Thomas Richle</i>	383
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	397

Als Anwalt Mediator – als Mediator Anwalt

Peter Liatowitsch

Als Anwalt Mediator – als Mediator Anwalt: Wie fasse ich diesen Titel auf? Was löst es aus, wenn die Herausgeber etwas über den Spagat Anwalt–Mediator erfahren wollen? Kann ich als Autor überhaupt etwas über ›den‹ Anwalt beziehungsweise ›den‹ Mediator aussagen? Meine Erfahrung sagt mir, dass es kein allgemein gültiges Bild des einen oder des anderen gibt, sondern unzählige Arten, das eine oder das andere zu sein, und ebenso unzählige Bilder davon, was ›ein‹ Anwalt und was ›ein‹ Mediator ist (beziehungsweise zu sein hat). Im besten Fall kann ich ein Bild davon zeichnen, was mein eigenes Anwaltsein und mein Mediatorsein miteinander zu tun haben, was sie für mich und für meine Umgebung bedeuten. Und ich kann auf dieser Basis darüber rasonieren, in welchem Maße das eine das andere bedingt, fördert oder im Gegenteil gerade behindert. Hier kann also höchstens eine sehr persönliche Sicht der Dinge entstehen, wie ich sie an mir selbst und um mich erlebe.

Was für ein Anwalt bin ich?

Dass es für mich (neben anderen Dingen, die mich für meine berufliche Zukunft reizten) in Frage kommen könnte, mein Leben als Anwalt zu fristen, habe ich schon als Jugendlicher gewusst. Lange meinte ich, die Verantwortung dafür trage mein Vater, der immer wusste, wie die Dinge zu sein und wie Menschen sich zu verhalten hatten, und der mir darin als sehr rigoristisch erschien. Unweigerlich spornte er meinen Widerspruch an, meine Lust, ihm zu erklären, wie (anders) man die Dinge auch noch sehen konnte. Dies wiederum vermochte ihn in einem für mich erstaunlichen Maß zu verärgern, und so entstand unsere eigene Art, unsere Generationenkonflikte zu leben: er mit seiner Überzeugung für eine eher monistische Sicht der Dinge, ich mit meiner Lust an pluralistischen Weltbildern. Heute sehe ich die Dinge insofern etwas (alters-?)milder, als er keineswegs die Ursache für meine anwaltlichen Neigungen war, sondern lediglich ein mehr als williger Sparringspartner für meine dialektischen Übungen. Wenn

ich es heute aber rückblickend betrachte, so kamen da möglicherweise früh eher meine mediatorischen als meine anwaltlichen Anlagen zur Geltung (wenn ich auch im Umgang mit meinem Vater damals wenig mediativ gewesen sein mag).

Damals aber schien es mir, das Anwaltsein müsse daraus bestehen, Menschen und deren Taten zu verteidigen, Dritten (dem Richter?) zu erklären, wie man die Dinge – anders, als sie sich auf den ersten Blick darstellten – auch noch sehen könnte. Ich sah mich als eine Art verbalen Robin Hood der Sprachlosen, als einer, der mit dem Wort Berge zu versetzen und Vorurteile zu überwinden vermochte.

Dass ich dann andere Berufswünsche zurückstellte und ein Studium der Jurisprudenz begann, hatte wohl andere, weltlichere Gründe. Aber ich war in dieser Wahl ein glücklicher Mensch und bin es geblieben: Das Anwaltsein ist nicht so, wie ich es mir vorstellte, aber ganz zufällig faszinierte es mich vom ersten Tag an und hat nicht aufgehört, mich zu begeistern – auch wenn es sich über die Jahre deutlich gewandelt hat.

Aber da war von Anfang an noch etwas anderes: die Angst, meine Analyse eines Problems könnte fehlerhaft sein, ich könnte etwas übersehen haben, mein Rat könnte falsch sein. Jahrelang kämpfte ich gegen diese Furcht an und benied jene KollegInnen, die ihrer Sache immer so verdammt sicher waren. Bis ich begriff, dass sie häufig Prozesse verloren und in Verhandlungen den Kürzeren zogen, gerade weil sie so sicher gewesen waren, Recht zu haben, und ihnen die Phantasie fehlte, sich auszumalen, dass es noch andere (auch Rechts-)Realitäten geben könnte als die, von der sie als Einziger ausgegangen waren. Also versuchte ich, aus dieser Unsicherheit eine Qualität zu machen, den Zweifel als Stil zu pflegen, mit meinen KlientInnen immer auch andere Realitäten zu prüfen und in Erwägung zu ziehen als jene, die sie zu mir mitgebracht hatten. Natürlich schätzten das nicht alle KlientInnen – es gab solche, die einen bedingungslosen Kämpfer erwarteten, einen, der ihre Argumente widerspruchlos übernahm und mit Tücke durchzusetzen wusste. Aber auch das lernte ich: dass man (wenn auch nicht immer) den Anwalt hat, den man verdient. Glücklicherweise gab es genügend Menschen, die diesen Stil suchten und deswegen meine Hilfe in Anspruch nahmen.

Zugleich war ich aber auch immer unsicherer, ob die Art, wie wir als AnwältInnen unsere KlientInnen in Rechtsstreitigkeiten beraten und sie in Prozesse laufen lassen, wirklich dem entspricht, was ich mir unter einer verantwortlichen anwaltlichen Tätigkeit vorstellte (eine Frage, die sich wohl viele Kolleginnen und Kollegen als Nebeneffekt dessen stellen, was man

gemeinhin eine Midlifecrisis nennt). Jedenfalls hatte ich zu jener Zeit viel von dem Spaß verloren, den ich ursprünglich am Prozessieren hatte.

Als ich mit vierzig außerdem, nachdem ich zahlreiche Scheidungen begleitet hatte, selbst in eine Familienkrise geriet, wurde mir bewusst, wie viel ich noch darüber zu lernen hatte, was meine MandantInnen in einer solchen Krise verunsichert und bewegt. Ich spürte erstmals selbst diese Hilflosigkeit, in der alle Berufserfahrung kaum etwas zu nützen scheint, und war gleichzeitig verärgert darüber, dass ich mich im Konflikt nicht konstruktiver verhalten konnte. Wenig später stieß ich eher zufällig auf ein (übrigens keineswegs hervorragendes) Buch über Mediation (Peter LOVENHEIM, *Mediate, Don't Litigate*), fing noch im Buchladen an, darin zu lesen, und hatte auf der Stelle die Tür zu einer neuen Welt aufgestoßen. Kaum zurück in Basel, wurde ich aufgefordert, in einer Arbeitsgruppe Mediation mitzuwirken, versuchte mich nach geraumer Zeit an meinen ersten Mediationen und hatte das Glück, einer der Ersten zu sein, die im Raum Basel seit 1989 regelmäßige Erfahrungen mit Familienmedationen sammeln konnten. Obschon die Mediation zu keiner Zeit mehr als einige wenige Prozent meiner Berufstätigkeit ausmachte, hat sie mein Anwaltsein nachhaltig beeinflusst. Meine Art, KlientInnengespräche zu führen, und die Beratungen selbst haben sich grundlegend verändert. Und was mich am meisten wunderte: Ich gewann wieder Freude am Prozessieren; es war, als ob ich mich fürs Streiten besser legitimiert fühlte, seit ich über eine wertvolle Alternative, ein anderes Standbein verfügte.

So viel ist für mich sicher: Mediation hat aus mir einen anderen Anwalt gemacht. Der Respekt vor der Biographie der Menschen, die meinen Rat suchen, und meine Geduld mit ihnen sind größer geworden. Ich habe begriffen, dass ich nicht meine eigenen Lebensprobleme zu beraten hatte, sondern diejenigen meiner MandantInnen – dass entsprechend die Lösungen *für sie* stimmig sein mussten und weniger für mich. Nicht nur mein Stil, sondern – viel wichtiger noch – meine Haltung veränderte sich.

Was für ein Mediator bin ich?

Weil wir in der erwähnten Arbeitsgruppe im Raum Basel schon früh interdisziplinär nach möglichen Inhalten und Funktionen der Mediation suchten, lernte ich früh den Genuss, mich mit dem Interventionsrepertoire anderer Disziplinen auseinander zu setzen. Seit mich Mediation fasziniert, habe ich nicht aufgehört, psychologische, namentlich systemische Literatur zu lesen und entsprechende therapeutische Modelle in meinen Mediationen zu erproben. Lassen Sie mich das an einem Beispiel erläutern: Bei

John HAYNES hatte ich in einem Seminar gelernt, dass er, bei jahrzehntelanger Praxis, bis ins hohe Alter davor zurückschreckte, in Familienkonflikten Kinder persönlich in die Mediation einzubeziehen. Zu groß war sein Respekt und seine Angst davor, ein falsches Wort könnte für die Kinder schädlich sein. Aber er hatte stattdessen große Erfahrung darin entwickelt, Kinder virtuell in die Mediation einzubeziehen, also mit den Eltern darüber zu reden, was das Kind wohl sagen würde, wenn es gerade jetzt dort drüben auf dem (leeren) Stuhl sitzen würde. Dabei hatte HAYNES die überraschende Erfahrung gemacht, dass die Antworten, welche die Eltern für die Kinder geben, von den eigenen Antworten regelmäßig abweichen. Und bei meiner Lektüre der Bücher von Steve DE SHAZER, einem amerikanischen Kurzzeithérapeuten, kam ich in Kontakt mit dem Skalieren, der Technik also, Menschen mit Hilfe einer Skala eine Referenz für ihre Befindlichkeit finden zu lassen (zum Beispiel mit der Frage «Auf einer Skala von eins bis zehn, wie ging es Ihnen vor drei Jahren, und wie geht es Ihnen heute?»). Mit diesem Wissen arbeitete ich mit einem Paar, das mir von einer mir bekannten Richterin zugewiesen worden war, weil es schon Monate heftigst über das Sorgerecht für die kleine Melissa stritt. In der zweiten Sitzung hatten wir sämtliche Varianten, wo Melissa untergebracht werden könnte, auf einem Flipchart notiert. Zu Anfang ließ ich die Eltern selbst benoten, in welcher Priorität sie die verschiedenen Varianten sahen. Und in einer zweiten Runde bat ich dann beide, auf ihrer Seite des Flipcharts zu notieren, wie Melissa die Varianten benoten würde. Und tatsächlich: die Melissa zugeschriebenen Prioritäten wichen deutlich von denjenigen der Eltern selbst ab. John HAYNES hatte Recht gehabt – und was ich bei DE SHAZER gelesen hatte, half mir methodisch dabei, das herauszufinden.

Was ich mir also über die Jahre aneignete und was ich später in meiner eigenen Mediationsausbildung lernte, habe ich immer wieder daraufhin geprüft, ob es sich als mediative Intervention eignen könnte. Dabei sehe ich zwei Kriterien: Die Intervention muss für den praktischen Fall und die spezifische Situation passend sein, vor allem aber muss sie auf mich insofern passen, als sie authentisch bleiben muss und nicht aufgesetzt wirken darf. Ich bin überzeugt davon, dass es Eingriffsmöglichkeiten aus dem Bereich der Therapie und der Mediationslehre gibt, die sich hervorragend eignen, die aber nicht zu mir als Mediator passen und die ich deshalb, solange ich nicht besser mit ihnen umzugehen weiß, auch nicht anwenden sollte. Es ist wie mit einer Kleidung: Damit sie wirklich passend ist, müsste sie mir einerseits bequem sein und andererseits zur Situation passen, in der ich

sie zu tragen beabsichtige. Kürzlich habe ich mich mit einem Züricher Sexualtherapeuten darüber unterhalten, dass ich, obgleich ich seit dreißig Jahren Beziehungsprobleme berate, (wie die meisten Menschen) nie die geeignete Sprache erlernt habe, um mit Paaren über Erotik und Sexualität zu sprechen. Erst seit mir bewusst geworden ist, dass es hin und wieder sinnvoll und nötig sein kann, sexuelle Probleme zu thematisieren, erkenne ich mein Defizit und fange an zu suchen. Mein Bekannter bot mir spontan an, für ein Seminar zur Verfügung zu stehen (und eine ganze Reihe von KollegInnen haben sich bereits an einer Teilnahme interessiert gezeigt). Dies nur als Beispiel dafür, dass man sich seine Kompetenzen gelegentlich am geeigneten Ort holen und den Mut haben muss, mit neuen Themen, Methoden und Interventionsmöglichkeiten zu experimentieren. Je sicherer ich mit der Mediation selbst geworden bin, umso eher habe ich auch den Mut gefunden, so erlerntes Wissen im geeigneten Augenblick auch einzusetzen und zu erproben – ohne dass sich meine MediationsklientInnen deswegen je hätten als Versuchskaninchen fühlen müssen.

Ein Zweites habe ich in den letzten fünfzehn Jahre zu lernen versucht und nicht aufgehört, weiter zu lernen, was nicht im Curriculum einer ordentlichen Anwaltsausbildung steht: in der Mediation Gelassenheit, Unparteilichkeit und Demut zu üben. Es ist, wenn man als Anwalt geschult und geprägt ist, nicht einfach, plötzlich nicht mehr Partei zu ergreifen, nicht mehr für die Sache des einen oder anderen einzustehen, sich in seinem Urteil also ganz zurückzunehmen und nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich beiden Parteien die gleiche Zuwendung zu zeigen. Aber es ist möglich und es macht – wenn man das so salopp ausdrücken darf – auch unendlich viel Spaß, diese wachsenden Fähigkeiten in fortgeschrittenerem Alter in sich zu entdecken.

Ein Drittes ist wohl das Schwierigste für uns Anwälte: so gut wie gar keine inhaltlichen Ratschläge zur Lösung des Konfliktes zu geben, sondern die Lösung in den Parteien wachsen zu lassen. Ihnen also den Konflikt nicht aus der Hand zu nehmen und darauf zu verzichten, ihnen zu zeigen, wie genial wir reparieren könnten, was sie selbst zu flicken nicht in der Lage waren. Das läuft allem Anwaltlichen diametral zuwider, ist ganz und gar ungewohnt und braucht enorm viel Selbstdisziplin und Kontrolle. Ich bin versucht zu sagen, dass man für eine gute Mediation möglichst viel Persönlichkeit und gleichzeitig möglichst wenig Ego einbringen müsste. Aber vielleicht ist das auch zu einfach gedacht und gesagt. Ich habe, während ich dies schreibe, zum zweiten Mal die Gelegenheit, eine Anwaltskanzlei zu beraten, die mit mir als Mediator ihre Konflikte unter den Partnern be-

arbeiten möchte. Und dabei erlebe ich hautnah, wie sehr die eigene Erfahrung als Anwalt (und Partner in einer Anwaltskanzlei) Gefahr und Behinderung sein kann. Sobald meine Medianden ein Teilproblem ansprechen, springt in meinem Kopf diese schnelle Lösungsmaschine an, dieses «aber da könnte man doch ...», das gerade in der Mediation keinen Platz haben sollte. Denn aus dem eigenen Erfahrungs-, Berufs- und Lebensbereich drängen unweigerlich eine Menge möglicher Lösungsansätze in mein Bewusstsein. Es bedarf einer besonderen Anstrengung und Disziplin und einiger Erfahrung, damit man dem Impuls widersteht, diese Lösungen anzubieten, und stattdessen geduldig abwartet, bis sich aus dem Kreis der Betroffenen eigene (und deshalb in der Regel sehr viel wertvollere und nachhaltigere) Lösungen entwickeln. Das gelingt nur, wenn man sich ganz stark zurücknehmen und sehr konsequent dabei bleiben kann, Fragen zu stellen, aber keine Antworten zu geben.

Wenn ich als Anwalt Mediator bin

Die Frage, wie das sei, wenn ich «als Anwalt» Mediator bin, ergibt für mich – so gestellt – nicht auf Anhieb Sinn. Denn wenn ich Mediator bin, dann will ich nur mich und sonst ausschließlich Mediator sein – und nichts anderes. Mehr noch: Wenn ich Mediator bin, versuche ich, auf gar keinen Fall Anwalt zu sein. Dabei wäre die Versuchung reichlich groß: Gerade als Anwalt bin ich – respektlos ausgerückt: wie ein Pawlow'scher Hund – darauf getrimmt, Ratschläge gegen Honorar abzusondern. Und Menschen, die zu mir in die Mediation kommen, wollen oft nicht akzeptieren, dass ich nicht bereit bin, sie rechtlich zu beraten. Da nützt es wenig, dass ich schon eingangs der Mediation deklariere, dass ich nicht gleichzeitig Mediator und juristischer Experte sein könne. Sie wollen es ganz einfach nicht glauben und nicht verstehen, dass ich, wenn ich ihnen erkläre, wie der Richter entscheiden würde, eben auch wie ein Richter ein Urteil fällen würde. Dem einen von ihnen würde es wohl besser gefallen, dem andern sehr viel schlechter, und ich hätte meine sorgsam gehütete Allparteilichkeit verloren. Schlimmer noch: Ich hätte nicht nur in ihren Augen ein Urteil gefällt, sondern ein Stück weit auch in meinem Herzen. Denn selbst wenn ich mein Urteil perfekt verbergen könnte, hätte ich innerlich Partei ergriffen, und diese Parteinahme würde mich, ob ich es will oder nicht, ein Stück weit lenken. In einem der ersten Ausbildungsseminare, die ich besuchte, arbeiteten wir mit Videoaufzeichnung. Eine Kollegin übte sich, wie wir als Beobachter fanden, hervorragend als Mediatorin. Constantin PEER als Trainer zeigte uns abends in der Videoaufzeichnung, was uns als Zuschauer gar nicht

aufgefallen war. Die Kollegin war während der zehnminütigen Sequenz Stück für Stück mit ihrem Stuhl in Richtung der einen Partei gerückt. Am Ende saß sie nahe bei der einen und sehr weit von der anderen Partei entfernt. Sie hatte, ohne etwas zu sagen, Partei ergriffen – und alle außer dem geübten Trainer hatten es übersehen.

Ich muss mich also jedes Mal sorgsam darum bemühen, nicht nur kein Anwalt zu sein, sondern weniger als kein Anwalt. Natürlich tönt das nach sehr viel Theorie und Konstruktion, und es funktioniert auch nicht immer so, wie es sollte und ich es mir wünsche. Aber das Ziel wäre eben genau dies: so zu mediiieren, als ob ich vom Recht keine Ahnung hätte, und andere diesen Teil der Arbeit machen zu lassen.

Insofern ist aus meiner Sicht auch die Meinung irrig, AnwältInnen seien prädestiniert, besonders gute Mediatoren zu werden. Sie bringen keine schlechteren, sicher aber auch nicht a priori bessere Voraussetzungen mit als die Angehörigen zahlreicher anderer Berufsgattungen. Die für die Familienmediation geäußerte Meinung, familienrechtlich geschulte Mediatoren seien besser, ja sogar ausschließlich geeignet, erwiese sich im Licht der obigen Ausführungen als grundsätzlich fragwürdig. Wenn ich nämlich meine Unabhängigkeit und Allparteilichkeit nur unter der Voraussetzung bewahren kann, dass ich mein anwaltliches Wissen sozusagen an der Garderobe abgebe und mich befreit von diesem Wissen (und den daraus sich ergebenden Urteilen) in die Mediation begeben, dann will es keinen Sinn machen, dieses Wissen gleichzeitig ins Feld zu führen. Tatsächlich liegen die Dinge aber wohl etwas komplizierter: Die Fähigkeit, über den allgemeinen Ablauf eines Scheidungsverfahrens, über die Checkliste der zu regelnden Punkte und die Frage, welche dieser Punkte zwingend zu regeln sind, zu orientieren ist oft ein wichtiger Wegweiser für die Parteien. Mein Wissen darum, welche Lösungsansätze von vornherein wenig Chancen hätten, vom Gericht genehmigt zu werden, kann ebenfalls nützlich sein. Letztlich ließe sich all diese Kompetenz aber auch durch einen externen Rechtsexperten in die Mediation einführen, wie dies oft für MediatorInnen mit psychosozialen Berufshintergrund gefordert und praktiziert wird. Die Realität sieht also, etwas differenzierter betrachtet, wohl so aus, dass ich einen großen Teil meines speziellen (beratungsorientierten) Wissens an der Garderobe abgebe und nur mit einem kleinen, allgemeinen Wissensteil in die Mediation steige. Dies den Medianden klar zu machen ist oft gar nicht so leicht, aber zweifellos sehr nützlich. Ich schließe auch nicht aus, dass andere MediatorInnen diesbezüglich anders vorgehen und dass sie teilweise die Vereinbarung aktiv mit den Parteien entwickeln, indem sie auch

Rechtsauskünfte erteilen. Vielleicht haben diese KollegInnen ein anderes Repertoire zur Verfügung, um ihre Unabhängigkeit und Neutralität in den Augen beider Parteien zu bewahren. Ich greife hier auf das Bild der Kleidung zurück, die sowohl für die Mediationsperson als auch für die mediierten Personen passen muss. Hier gibt es kein Richtig oder Falsch, sondern einen breiten Raum für die Entwicklung eines persönlichen Stils, wie ich und wie andere Mediation als Haltung und als Technik verstehen. Ich habe bei Larry FONG hervorragende Ausbildungen genossen und schätze ihn als Trainer, als Mediator und als Mensch. Und doch will ich in vielem nicht so mediierten wie Larry FONG und halte mich erst noch zur Begründung gerade an ein FONG-Zitat: Mediiere so, wie du selbst mediiert sein möchtest. Larry mediiert sehr stringent, setzt viel Tempo und Druck auf und arbeitet, wie er selbst sagt, in jeder Situation so, als gäbe es keine weitere Sitzung. Ich halte es umgekehrt für wichtig, Mediationsklienten Wahlfreiheiten und Zeit zu lassen, weil ich einerseits davon überzeugt bin, dass ›gute Entscheidungen‹ Zeit benötigen (was übrigens durch neueste neurobiologische Forschungsergebnisse bestätigt wird), und weil andererseits meine Erfahrung sagt, dass gerade die Zeit zwischen zwei Mediationssitzungen wichtig ist und vieles reifen lässt. Und doch: Es gibt hier kein Richtig oder Falsch, sondern nur einen passenden persönlichen Stil, und meine ganze Bewunderung gebührt Larry FONGS Geschick, mit seinen Hypothesenbildungen zu arbeiten – auch wenn ich anders arbeite.

Und wenn ich als Mediator Anwalt bin ...

Während ich mein Anwaltsein mit großer Sorgfalt aus meinen Mediationen herauszuhalten versuche, habe ich der mediativen Seite in mir längst erlaubt, von bedeutenden Teilen meines Anwaltseins Besitz zu ergreifen und sich dort auszubreiten. Anfangs habe ich es wohl gar nicht bemerkt, wie sich einzelne Elemente in meine anwaltliche Tätigkeit einschlichen. Aber dann, auch im Gespräch mit AusbildungskollegInnen, stellten wir gemeinsam fest, wie sehr unsere mediative Haltung und die mediative Sicht auch unsere tägliche Arbeit als Anwalt oder Anwältin, als RichterIn, als VerwaltungsjuristIn oder als SozialarbeiterIn beeinflusste. Ich werde mir heute, wenn ich darüber nachdenke, bewusst, dass vieles von dem, was ich an mediativen Elementen in meine Arbeit integriert habe, schon viel früher im Ansatz vorhanden war. Wir alle wissen selbst einerseits intuitiv und andererseits durch unsere Erfahrungen im Verhandeln so manches, was als Basis für eine mediative Haltung dient: dass es *die* Wahrheit meistens nicht gibt, sondern bloß verschiedene Wahrnehmungen über die Realität, auf

welche jede Partei durchaus einen Anspruch hat. Aber dieses verstreute, unstrukturierte Wissen macht noch lange keinen Mediator aus uns und ist weit von einer mediativen Haltung entfernt, die auf sehr viel Übung und Wissen und theoretischem Hintergrund beruht.

Die Reaktionen meiner AnwaltskollegInnen auf meine Mediationstätigkeit fielen unterschiedlich aus. Manche begegneten meinem Engagement mit beißendem Spott (und sind wohl heute noch skeptisch). Andere zeigten sich interessiert und haben sich später selbst zu MediatorInnen ausbilden lassen oder sich zumindest so viel Wissen über Mediation angeeignet, dass sie ausgezeichnet mit MediatorInnen zusammenarbeiten können (zum Beispiel zur Einführung des Rechts oder zur Fairnesskontrolle). Und wiederum andere verhalten sich indifferent. Interessant ist aber, dass mir immer wieder meine mediative Tätigkeit auf eine aggressive Weise entgegengehalten wurde, wenn ich als Anwalt (und keineswegs als Mediator) tätig war. «Gerade von Ihnen als ausgebildetem Mediator hätte ich eine andere Haltung erwartet ...», schrieb mir ein Kollege in einem Scheidungsfall, in dem er eine (später auch vor Gericht unhaltbare) Position einnahm, gegen welche ich mich namens meiner Klientin gewehrt hatte. Offenbar war er davon ausgegangen, dass ein Anwalt, der sich ernsthaft mit Mediation befasst hat, zu einer Art Schaf im Wolfspelz mutiert hatte und sich gefälligst leicht über den Tisch ziehen lassen sollte. Dabei habe ich die interessante Erfahrung gemacht, dass mir gerade die intensive Beschäftigung mit Mediation zu einem guten Teil meinen Spaß am Prozessieren und Kämpfen zurückgegeben hat, der, wie erwähnt, um die vierzig zu versiegen drohte. Es ist, als ob mich das Wissen um eine erlernte «andere Seite» in mir, diese Erweiterung des Repertoires, innerlich besser legitimiert, um auch unbefangener zu kämpfen.

Bemerkenswert ist aber auch, dass dieselben Anwälte, die Mediation erlernt haben und praktizieren, als AnwältInnen zuweilen reichlich wenig Verständnis für die MediatorInnen aufbringen und umgekehrt. Viele von uns haben nicht gelernt, wie AnwältInnen sinnvoll in einen Mediationsprozess einbezogen werden können. Sind sie als Mediatoren tätig, so versuchen sie häufig aktiv, die Anwälte der Parteien aus dem Mediationsprozess herauszuhalten. Manche verbieten den Parteien nach wie vor, sich anwaltlich vertreten zu lassen (statt sie gerade dazu zu animieren). Das meiste davon entspringt wohl purer Angst – vor der eigenen (projizierten) düsteren (anwaltlichen) Seite, der man alles zutraut, auch die gewissenlose Torpedierung einer in Gang befindlichen Mediation. Entsprechend projizieren wir diese eigene Unfähigkeit auf andere, die als juristische BeraterInnen

unserer MediationsklientInnen in Frage kommen könnten. Ich wage zu behaupten, dass sich umgekehrt mediativ ausgebildete AnwältInnen sehr viel weniger feindselig gegenüber der in Gang befindlichen Mediation benehmen. Sie können (und sollen ja auch) in gewissen Momenten unbequem für die Mediationsperson sein. Aber nie habe ich erlebt, dass sie sich aktiv gegen die Mediation gestellt hätten. Selbst das müsste aber zulässig und nötig sein, zumindest dann, wenn die Arbeit des Mediators nach dem Sachverstand des Parteivertreters nicht den anerkannten Standards einer Mediation genügt. Das kann zum Beispiel dann der Fall sein, wenn mir als Anwalt das fertig formulierte Resultat einer Mediation vorgelegt wird, mir die KlientInnen aber gleichzeitig eröffnen, ihnen sei nicht näher bekannt, nach welchen rechtlichen Grundsätzen die einzelnen Elemente der Lösung errechnet beziehungsweise festgelegt wurden. Ich weiß dann, dass ein wichtiger Schritt in dieser Mediation fehlte, nämlich die sorgfältige und intensive Einführung des Rechts und damit einhergehend die Aufklärung der Parteien darüber, was ihre Rechte und Pflichten wären, wenn der Richter ihren Fall zu beurteilen hätte. Auch dies hat wiederum sehr viel mit Respekt und einer ausgeprägten mediativen Haltung zu tun: Wenn ich meine MediationsklientInnen für voll und für erwachsen nehme, dann muss ich ihnen eine umfassende Information verschaffen, auch auf rechtlichem Gebiet. Andernfalls habe ich ihnen meine eigene Meinung und Beurteilung als Mediator aufgedrängt. Nicht sie haben dann die Lösung gefunden, sondern ich als Mediator – und das kann meines Erachtens auf gar keinen Fall richtig sein.

So viel lässt sich also als *Schlussfolgerung* sagen: Gleichzeitig Anwalt und Mediator zu sein in ein und derselben Sache ist ganz und gar unmöglich.

Als hauptberuflicher Anwalt einen Teil meiner Berufstätigkeit als Mediator zu verbringen ist eine große Herausforderung und Bereicherung für mich geworden. Und Elemente meines mediativen Wissens und einer mediativen Haltung in meine anwaltliche Tätigkeit einzubringen ist für diese ganz und gar unverzichtbar geworden.

Außerdem lässt sich sagen, dass Reflexionen über Rollen und Rollenverständnisse, wie wir sie hier angestellt haben, an sich viel mit einer mediativen Haltung zu tun haben – so viel ist hoffentlich klar geworden. Und dass umgekehrt der Umgang mit neuen angrenzenden Kompetenzen, immer neue Expeditionen in eine andere *terra incognita*, sehr lustvoll sein kann, dass er Spaß machen und den Horizont auch im Bereich der eigenen Kernkompetenz enorm erweitern kann – das ist hoffentlich spürbar geworden.